Mythos Einfamilienhaus.
Baukultur in der Schweiz

Ein Essay
von Felix Keller

Impressum

Herausgeber
Bundesamt für Kultur
Sektion Heimatschutz
und Denkmalpflege, 2018

Redaktion
Nina Mekacher
Brigitte Müller
Martin Jakl

Gestaltung
Heyday Konzeption und
Gestaltung GmbH, Bern

Druck
Jordi AG, Belp

Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Departement des Innern EDI
Bundesamt für Kultur BAK

Medienpartnerin
SRG SSR

Mythos Einfamilienhaus.
Baukultur in der Schweiz

Ein Essay
von Felix Keller

Die Idee der Baukultur

Nirgendwo wie in der gebauten Welt, der Architektur, sehen sich die Einzelnen so markant, so übermächtig konfrontiert mit dem, was sonst nur abstrakt erscheint: der eigenen Gesellschaft. Wie sich die Menschen bewegen, was sie sehen, *wie* sie es sehen; selbst was sie hören: diese Erfahrungen finden statt in einem geplanten, gebauten Milieu, sei es nun innerhalb der Stadt oder des Dorfs, selbst des Bauernhofs. Die Menschen, die darin leben, sind dieser gebauten Ordnung keineswegs bloss ausgesetzt, auch wenn sie bei den Planungsentscheiden nicht mitgewirkt haben. Alltägliche, weniger alltägliche, subversive, aber auch massenhaft konforme Handlungen verändern in einem fort diesen gebauten und geplanten Hintergrund, seien es grössere Entscheidungen wie ein Wohnortswechsel oder der Erwerb eines Eigenheims, seien es kleinere Aktionen: die Organisation von Strassenmärkten, die Beflaggung der Balkone in den Vororten, anarchistisches Sprayen, serielles Aufstellen von Gartenzwergen. Die Architektur als grosse Geste der Gesellschaft und die alltäglichen Praktiken der Menschen sind nicht auseinanderdividierbar: Sie durchdringen sich gegenseitig, bilden ein Gefüge aus «Fleisch und Stein», wie der amerikanische Soziologe Richard Sennett schrieb.

Was ist Baukultur? Baukultur umfasst die Summe der menschlichen Tätigkeiten, welche die gebaute Umwelt verändern. Die gesamte gebaute Umwelt muss als untrennbare Einheit verstanden werden, die alle gebauten und gestalteten Güter umfasst, die in der natürlichen Umwelt verankert und mit ihr verbunden sind. Baukultur umfasst den gesamten Baubestand, einschliesslich Denkmäler und andere Elemente des Kulturerbes, sowie die Planung und Gestaltung von zeitgenössischen Gebäuden, Infrastrukturen, vom öffentlichen Raum und von Landschaften. So definiert es die Erklärung

von Davos: www.davosdeclaration2018.ch. Unter der Federführung des Bundesamtes für Kultur (BAK) wird derzeit die interdepartementale Strategie zur Förderung der Baukultur erarbeitet. Zum Thema vergleiche auch das diesbezüglich vom Runden Tisch Baukultur 2011 verfasste Manifest: *Baukultur. Eine kulturpolitische Herausforderung,* http://www.sia.ch/de/themen/baukultur/.

Der neuerdings diskutierte Begriff der «Baukultur» soll in diesem Sinn daran erinnern, dass die gebaute Welt immer auch eine konstruierte und keineswegs naturwüchsige ist, einem Ideenhorizont entspringt und letztlich auch von gesellschaftlichen Werten geleitet ist. Der Begriff der Baukultur entspringt einem Moment der Sorge: Die zunehmende Fragmentierung der Gesellschaft schwäche die sozialen Verbindungen, so das Manifest zur Baukultur. Die europäischen Kulturminister beobachten einen Schwund der Qualität der gebauten Umwelt, die Trivialisierung der Architektur, das Anwachsen gesichtsloser Agglomerationen. Der Begriff der Baukultur ist klar normativ: Die gebaute Umwelt dient der Integration der Menschen in der Gesellschaft in einer krisenanfälligen, sich globalisierenden Welt, die den gesellschaftlichen Zusammenhalt in Frage stellt. Angesichts dieser Zersplitterung, dieses Auseinanderdriftens moderner Gesellschaften stiftet die Baukultur wieder Zusammenhalt. Der Begriff entfaltet schon fast ein utopisches Potenzial: Die Idee einer Agora lässt sich erkennen, des Versammlungsorts aktiver und aufmerksamer Gesellschaftsmitglieder, die einander respektvoll begegnen. Auf den schweizerischen Kontext und die schweizerische Kultur übertragen spricht das Manifest *Baukultur. Eine kulturpolitische Herausforderung* sogar davon, dass es zu den «vornehmsten Pflichten» der Baukultur gehöre, der Gesellschaft eine «Stube» zu schaffen.

Eine wissenschaftliche Befragung der schweizerischen Bevölkerung zur Baukultur, durchgeführt im Auftrag des Bundesamts für Kultur (2017), zeigt, wie sehr die Vorstellung und die Erwartung der befragten Bevölkerung an eine Baukultur auch tatsächlich

der Vorstellung einer Art kollektiven Wohnzimmers als eines gemeinsamen Raumes folgt: für die überwiegende Mehrheit ist eine «saubere, gepflegte und ruhige Umgebung» das Wichtigste. Diese Norm steht in erstaunlichem Masse im Einklang mit der wahrgenommenen Realität, indem die Mehrheit gemäss dieser Befragung sehr gerne an ihrem Wohnort lebt. So scheint es, als sei die Schweiz diesem Ideal der Baukultur, eine kollektive «Stube» für die Nation zu errichten, erstaunlich nahe gekommen. Die Experten der Baukultur, Architekten, Ingenieure, Städteplaner und Baufirmen, stehen in scheinbar stillem Einvernehmen mit den Einwohnern ob des Geleisteten. Fügt sich dieses Bild nicht der Vorstellung einer Gesellschaft, die es zu Wohlstand gebracht hat, in der gesellschaftliche Konflikte überschaubar bleiben und die darüber hinaus mit einer einzigartigen Landschaft gesegnet ist?

Ein Rumoren in der Stube

Es wäre aus soziologischer Perspektive verblüffend, wenn die Baukultur in der heterogenen, modernen Gesellschaft der Schweiz nicht auch Anlass zu Konflikten gäbe. Die Idee des gebauten gesellschaftlichen Raums mit der Behaglichkeit eines Wohnzimmers und der Integrationskraft einer griechischen Agora blendet die Tatsache aus, dass zur Baukultur einer grossen Gesellschaft auch Autobahnzufahrten, Flugschneisen, schattige Souterrainwohnungen gehören, und übersieht, dass die immense Vielfalt von Lebensformen, die sich in einer modernen Gesellschaft wie jener der Schweiz finden, einhergeht mit einer gerade in der Architektur nicht übersehbaren ungleichen Verteilung von Ressourcen und damit auch von Lebenschancen.

Tatsächlich zeigt sich das Bild bei genauerem Hinsehen als weniger harmonisch. In der guten Stube rumort es. Im Zentrum

des Beargwöhnens, der Kritik, der hartnäckigen Verteidigung steht gerade jenes Objekt, das zur beliebtesten und nach wie vor wichtigsten Gebäudekategorie gehört, mehr als die Hälfte aller Gebäudenutzungen fallen unter sie: das sogenannte Einfamilienhaus. Im Jahre 2016 zeigte das Schweizer Fernsehen den DOK-Film *Hüslischweiz ohne Ende*. Anlass zur filmischen Reflexion bildet die Vernichtung von sogenanntem Kulturland in der Schweiz. Jede Sekunde verschwinde ein Quadratmeter Landwirtschaftsland. Diese Faktennennung wird unterstrichen durch einen Bagger, der sich in eine grüne Wiese gräbt. Zur Transformation von bäuerlichem Kulturland tragen stillschweigend verschiedene Faktoren wie die Vergandung von ganzen Landstrichen, der Bau von Infrastruktur, Lagerhallen, Einkaufszentren, Verkehrswegen, landwirtschaftlicher Industrie, Zweitwohnungen oder die Umwandlung in Parks bei, so erwähnt dies auch der Film. Doch fokussiert der Dokumentarfilm bei seiner Problematisierung ausschliesslich auf ein Objekt, das sogenannte Hüsli, und gelangt zum Schluss, dass das «Hüsli» einerseits einen Sehnsuchtsort für Einzelne darstelle, aber andererseits zu einem kollektiven Problem der Vernichtung der letzten Reste einer authentischen, noch agrarisch geprägten Schweiz führe.

Der Hauseigentümerverband ist empört, dass er nicht zu Wort gekommen ist. Jemand beanstandet die angeblich polemische Konnotation des Wortes «Hüsli», das im Schweizerdeutschen nicht nur ein Eigenheim bezeichnet. Die SRG sieht sich veranlasst, aufgrund von Beschwerden eine Stellungnahme unter dem Titel «‹DOK›-Film über die ‹Hüslischweiz› erzeugt Emotionen» zu veröffentlichen. Der Ombudsmann wird angerufen. Der Film sei unausgewogen, so die Klagen, stelle die Hausbesitzer in ein schlechtes Licht. Der Ombudsmann Roger Blum selbst empfindet den Begriff «Hüsli» im Zusammenhang mit «Zersiedelung und fortschreitendem Häuserbau als despektierlich», auch wenn die Zuschauer und Zuschauerinnen sich eine eigene Meinung zum Thema hätten bilden können.

Die unmittelbar eingenommene Verteidigungshaltung gegenüber dem Begriff des «Hüslis» ist tatsächlich nicht ohne Grund. Die Argumente gegen diese Wohnform werden in breiten Fachkreisen und keineswegs nur in der Schweiz geäussert (Hnilica und Timm 2017): es sind baukulturelle Argumente der «schlechten», vorhersehbaren Architektur der Einfamilienhaussiedlungen. Zu den ökonomischen Risiken des Hauserwerbs gesellen sich ökologische Probleme des Landschaftsverschleisses, erhöhter Kohlenstoff-Ausstoss durch Verkehrsaufkommen, es gibt soziologische Probleme der Vereinzelung, weil sich die Bewohner der Einfamilienhausquartiere, oft auswärtig tätig, nicht richtig in das Umfeld zu integrieren vermögen.

Letztendlich provoziert auch schlicht die Lebensform im Einfamilienhaus selbst: «Zu nahe und zu fern zugleich», so schreibt der Soziologe Pierre Bourdieu über diese Kritik, ziehe die Lebensform des Einfamilienhauses «die Missbilligung und die Sarkasmen der Intellektuellen auf sich. Sie beklagen eine ‹Verkleinbürgerlichung› und machen ihm [dem Bewohner] seine irregeleiteten Bestrebungen wie seine Unfähigkeit zum Vorwurf, diesen eine andere als eine ebenso irregeleitete und lächerliche Befreiung zu verschaffen». Die «Denunzierung des Traums vom eigenen Heim», so Bourdieu, gehört in breiten Kreisen beinahe zum guten Ton.

Das Hüsli – ein Schweizer Mythos in der Kritik

Was sich indes als spezifisch schweizerisches Merkmal dieser Auseinandersetzung erweist, ist nicht nur die fast ausschliessliche Konzentration auf das Einfamilienhaus als Objekt der begehrten Lebensform, die andernorts deutlich weniger ausgeprägt ist, wie ein Vergleich der Literatur zeigt, sondern auch die für helvetische Verhältnisse geradezu erstaunliche Heftigkeit der Kritik von Ex-

perten an dieser Bauform und Lebensweise. Sie ist so scharf, dass die Grenze zur Satire zuweilen überschritten scheint. «Die Hüslipest ist ausgebrochen», «das Hüsli ist die Krankheit des Landes, sie frisst das Land», «es gibt eine Hüsli-Ideologie», die als «Pest das Dorf infiziert und vernichtet», so der Architektur-Kritiker und Stadtwanderer Benedikt Loderer in seiner «Landesverteidigung». Dabei ist diese aktuelle Kritik an der bevorzugten Wohnform der Schweiz weder neu noch originell, sondern steht in einer gut schweizerischen Tradition.

Noch vergleichsweise mild erscheinen die Beobachtungen des Manifests «Achtung: die Schweiz» aus dem Jahre 1955. Die Autoren befürchteten bereits, dass sich das Land mit einem «Pelz von Kleinhaus-Siedlungen» gänzlich überziehen könnte, wenn die Schweiz so «weiterdörfele». Werner Wichser beobachtete schon 1963 eine vehemente Front gegen die Einfamilienhäuser: er berichtet von der Wahrnehmung einer «suburbane[n] Ausbreitung monotoner Wüsten von Einfamilienhäusern». Armin Meili, der Architekt der Landi, sprach damals schon von der «Pest des Einfamilienhäuschens». Ein paar Jahre später wettert Meili, der selbst gartenstadtähnliche Siedlungen gebaut hat, über den «Krebs der Verhüselung»: «Hüst und hott, teils lila, teils vitriolgrün, teils mit schrägen Dächern wird drauflos geschustert». Mit «behördlicher Zustimmung nimmt eine wahre Sauordnung ihren Fortgang» (zitiert nach: Koll-Schretzenmayr 2008, 19). Diese schon fast rituelle Beschimpfung der Schweizer Bevölkerung durch ihre Experten erscheint aufgrund ihrer Vehemenz und der Verwendung fragwürdiger Infektions-Metaphern (was ist der gesunde Körper, der vom Krebs befallen wird?) im höchsten Masse erstaunlich, jedenfalls in einer politischen Kultur, die sonst Konflikte eher ruhig bewältigt.

Aber es fällt auch die Resignation gegenüber der erstaunlichen Konstanz des Traumes des Eigenheims im Grünen auf, gegen den kein Kraut gewachsen scheint. Eine Konsultation des Manifests «Achtung: die Schweiz!» zeigt dieselben Kategorien, Argumente und Klagen wie heute, als sei die Realität der Schweiz stehen geblieben: Nur war es damals alle drei Sekunden, dass das landwirt-

schaftliche Land einen Quadratmeter kleiner wurde. Die Planung steckt in Stasis, die Ideen bleiben aus, die jämmerliche Zersetzung des Dörflichen über die «wuchernde» Zersiedelung schreitet fort, und die Schweizer wollen Ferien in Jamaica und ein Haus auf dem Land: «Man weiss und resigniert».

Diese Konstanz der Kritik an einer Bau- wie Lebensform kontrastiert augenfällig die ungleich viel instabilere Einschätzung der Urbanität, der Stadt, deren Einschätzung als Ort der Kultur oder zivilisatorischen Niedergangs immer wieder wechselt (siehe dazu: Kreis 2015). Noch in den 1990er-Jahren war in Hochschulschriften vom «Ende der zivilisierten Stadt» zu lesen, angereichert mit statistischen Belegen am Beispiel Zürichs: Arbeitslose, Randgruppen, Drogensüchtige nisten sich im urbanen Raum ein, die Kriminalität steigt, die Polizei ist hilflos, die kultivierten Klassen ziehen in die Vororte oder aufs Land (Eisner 1997). Doch alsbald folgt die heutige fast euphorische Einschätzung des Urbanen als Herz der Modernisierung und Lösung ökologischer Probleme, sofern genügend verdichtet wird. Exemplarisch kommt dieser wechselnde Diskurs anhand der Einschätzung des Hochhauses zum Ausdruck, gleichsam dem Antipoden des Einfamilienhauses: Das Bild des Hochhauses schwankt von strikter Ablehnung als Ausdruck des Zerfalls des Sozialen bis zur utopischen Begeisterung über neue moderne Lebensformen, und zwar innerhalb nur weniger Jahre, wie der Historiker Thomas Schneider (2002) zeigt.

Bildet angesichts dieser wechselnden Einschätzung eine neue Urbanität eine vielversprechende Lösung für das Problem des Einfamilienhauses? Welche Konflikte artikulieren sich, wenn die Mittelschichten wieder in die verdichteten Städte ziehen? Wurden womöglich mit der Abwanderung, mit der Eröffnung der Perspektiven auf etwas Eigenes, auch soziale Konflikte sistiert, die sich dann wieder andersartig und mit neuartigen Verdrängungsprozessen melden? Geschieht, was sich in James G. Ballards soziologischem Gedankenexperiment *High Rise* nachlesen lässt: dass, wenn Mittelschichtangehörige verdichtet wohnen, sie sich nicht im offenen urbanen Raum freudig und neugierig begegnen, son-

dern sich im absolut glücklichen Fall diskret ignorieren? (Im weniger glücklichen gehen sie aufeinander los. Er ist im Roman nachzulesen.) «Es ist gut, seine Nachbarn zu Freunden zu haben, aber es ist gefährlich, seine Freunde zu Nachbarn zu haben», erkannte bereits der Soziologie Georg Simmel. Und hinsichtlich der ökonomischen Problematik wirft Christoph Luchsinger von der Technischen Universität Wien die Frage auf, ob es überhaupt erwiesen sei, dass ein vertikal begrüntes Hochhaus ökologisch besser abschneidet als ein horizontal ausgebreitetes Viertel von Einzelhäusern mit intensiv genutzten Gärten.

So scheint es, als diene angesichts dieses torkelnden Diskurses der Urbanität das Bild der Einfamilienhaussiedlung als eine Art Negativfolie, welche die Wechselhaftigkeit positiver Vorstellungsbilder um Raumplanung und Urbanisierung hinreichend in einer Umdrehung des Nichtwünschbaren zu stabilisieren vermag, während zugleich ein ökonomischer, aber auch symbolischer Markt immer auf neue Weise das Leben im Einfamilienhaus preist und das Begehren realistisch erscheinen lässt. Dieses Ineinanderspielen zweier an sich gegensätzlicher Kräfte, des kollektiven Wunsches und der beständigen Kritik, bedürfte gewiss einer genaueren Analyse. Doch dass sie sich nicht neutralisieren, sondern gar verstärken (wie die Diskussion um den DOK-Film zeigt), liegt womöglich daran, dass sie letztlich auf etwas Gemeinsamem beruhen, der Orientierung an einer vermeintlich stabilen Vergangenheit. Beide Perspektiven sind bei genauerer Betrachtung auf dieselbe imaginäre Schweiz ausgerichtet, die in einem gleichsam jungfräulichen Zustand agrarisch oder dörflich geprägt gewesen sei. Einerseits dient das traditionelle Einfamilienhaus mit Satteldach in grüner Umgebung dazu, diese Ländlichkeit nachzuempfinden, andererseits gereicht es als Ausgangspunkt zur Kritik der Zerstörung eines Authentischen, Ursprünglichen: der Bagger, der in die Wiese gräbt. Diese Vorstellung einer einstmals dörflich-ländlichen Schweiz reproduziert sich im Streit um die Hüsli-Schweiz immer von neuem, eine geradezu klassische Form einer *invented tradition* im Hobsbawm'schen Sinne.

Ein «Diskurs in der Enge»

Das Einfamilienhaus als kulturelle Form erscheint so als eigentlich überdeterminiert: Fällt ein Bedingungsfaktor weg, verstärkt sich ein anderer. Immerhin wagen immer wieder Autoren und Autorenkollektive den Ausbruch, liesse sich argumentieren, wie das Manifest des Jahres 1955 «Achtung: die Schweiz» zeigt, in dem mit der Idee der Gründung einer idealen Stadt ein Ausweg skizziert wird. Manifeste in diesem Stil gibt es noch allenthalben, aber auch sie beruhen auf vergangenen Idealbildern einer örtlich gestalteten Gesellschaft. Der Soziologe Zygmunt Bauman hält die Zeit territorialer Ausformungen von Utopien, die diesen visionären Konzepten zugrunde liegt (die ideale Stadt, Landschaft), jedoch für obsolet. Die Vorstellung eines idealen Orts als räumlich umgrenzte Entität, durch eine Planung weiser Experten und Architekten verwirklicht, steht den permanent sich neu erzeugenden und verändernden Prozessen einer «verflüssigten» Gegenwart unversöhnlich gegenüber. Das Soziale lässt sich nicht mehr territorial stabilisieren, lautet das Argument Baumans: Dies käme dem Versuch gleich, den Auswurf des Vesuvs in den Krater zurückzustopfen, so auch schon viel früher Lewis Mumford zum Mythos des Raums als «zerplatzenden Behälters», den die Geschichte und Problematisierung der Stadt und der Raumplanung prägt. Wenn schon müssten im positiven Sinne utopische Konzeptionen den fliessenden, sich ständig verändernden und unabsehbaren Vorgängen, dem deterritorialisierten Charakter gesellschaftlicher Entwicklungen irgendwie gerecht werden. Nicht umsonst nannte der amerikanische Autor William Gibson, der das Konzept des digitalen Raumes vorgedacht und den Begriff des Cyberspace erfunden hat, sein initiierendes Romanwerk *Sprawl Trilogy* (etwa: Trilogie über die unkontrollierten Agglomerationen). Gerade das Durchdringen des bestehenden Raumes durch neue virtuelle Räume ruft Entwicklungen hervor, die noch nicht begriffen sind, die

neue Formen der Kopräsenz, der Begegnung hervorbringen. Die Vorstellung, «vier Stecken, die etwa drei oder vier Quadratkilometer umzirken», einzupfählen und darin endlich die Stadt zu bauen, «die der Schweizer braucht», mit einer klaren Vorstellung von 10 000 bis 15 000 Einwohnern, wie sie noch das Manifest «Achtung: die Schweiz» äusserte, erscheint heute wie jede andere Konzeption einer idealen Stadt als heillos überkommen, als autoritäre Geste des Versuchs der Implantation einer idealen Ordnung. Bleibt so angesichts der gegebenen Realitäten etwas anderes, als einen Schritt zurückzutreten, um schlicht das Bestehende neu zu begreifen, statt immer neuer Reissbrettentwürfe der idealen Entwicklung zu produzieren? In seinem Artikel *Schauen, sehen, wissen* hat der Arzt und Erkenntnistheoretiker Ludwik Fleck geschrieben, es sei eine Situation denkbar, in der ein Bewohner Warschaus ein Haus sehe, aber ein Bewohner New Yorks einen Haufen Schutt, ein Warschauer eine Allee erblicke, ein Besucher vom Land eine Reihe kleiner Gärten und kleiner Häuser und starken Verkehr, «aber wo ist diese Allee?».

Als die Urbanistik und die Soziologie den Kernstädten eine Krise der Zivilisation andichteten, so wie in Zürich in den 1980er-Jahren, gedieh ungeachtet und vielleicht wohl gerade aufgrund der damit einhergehenden Stadtflucht auch das Experimentieren mit neuen Lebensformen, jenseits ökonomischer und staatlicher Regulation, die, dann zunächst polizeilich entsorgt, weil nicht regelkonform, gleichsam unterhalb der Krisendiskurse zum Aufblühen neuer Strukturen führte, die nun wieder gefeiert werden. In den 1970er-Jahren hat eine Gruppe von Architekten um Robert Venturi den Blick geöffnet auf das, was sie U&O-Architecture nannten, «Ugly and Ordinary Architecture»: von Kommerz und Verkehr geprägte Architektur, unschön und alltäglich, die die «Architekten nicht mögen», ohne jegliche umgreifende Struktur, weitläufig, zerfasernd. Doch statt die Einschätzung der Unordnung, des architektonischen Nichts zu übernehmen, um dem anarchischen Raum eine eigene Vorstellung des idealen Raumes aufzuoktroyieren, liessen sie sich von der Auffassung leiten, dass Unordnung

nichts anderes ist als eine Ordnung, die noch nicht begriffen ist. Es ging ihnen in ihrer Untersuchung darum, die Logik der architektonischen Zeichen, der Praktiken der Leute zu erforschen und zu verstehen, anstatt sie abzuurteilen: von den vorgegebenen Verhältnissen erst einmal zu lernen (so auch der Titel der Untersuchung: *Learning from Las Vegas*).

So analysierten sie das Leben im Massengeschmack, die seltsame Mehrsprachigkeit von Gebäuden, an denen der Kulturmensch sonst nur mit geschürzten Lippen (und möglichst schnell) vorbeieilt. Sie tauchten ein in diese fremde Welt des Gewöhnlichen (ordinary), sie versuchten die konkreten Weisen des Problemlösens zu entdecken, zu verstehen, zu entziffern, die allen damaligen Vorstellungen widersprachen und irgendwie doch funktionierten.

Die Ergebnisse ihrer Arbeit haben selbst schon längst kanonischen Charakter erlangt, ganz offenbar ist der generische offene Blick etwas weniger verbreitet. «Learning from the Hüsli-Schweiz» wäre wohl ein etwas übertrieben pathetisches Programm. Aber als Gegenkonzept zum verfahrenen «Diskurs in der Enge», der die vermeintlich ländlich-provinzielle Architektur des gewöhnlichen Einfamilienhauses stereotyp als mutmasslich letztes Territorium des Selbst stilisiert oder aber als vollständig misslungene, dysfunktionale Architektur verdammt, bietet es sich allemal an. Denn Verändern beginnt auch mit Verstehen.

Literatur

Amrein, Bruno. 2016.
Hüslischweiz ohne Ende. DOK. srf, 8. 12.

Ballard, James G. 1977.
High Rise. Frogmore, St. Albans: Triad Panther.

Bauman, Zygmunt. 2003.
Utopia with no topos. History of the Human Sciences 16, Nr. 1: 11–25.

Bourdieu, Pierre. 2002.
Der Einzige und sein Eigenheim. Erweiterte Neuausgabe der Schriften zu Politik und Kultur 2. Hg. von Margareta Steinrücke. Hamburg: VSA-Verlag.

Burckhardt, Lucius, Frisch, Max und Kutter, Markus. 1955.
Achtung: die Schweiz: ein Gespräch über unsere Lage und ein Vorschlag zur Tat. Basler politische Schriften. Basel: Handschin.

Eisner, Manuel. 1997.
Das Ende der zivilisierten Stadt ? Die Auswirkungen von Modernisierung und urbaner Krise auf Gewaltdelinquenz. Frankfurt, New York: Zugleich: Habil.-Schrift Zürich, 1997; Campus.

Fleck, Ludwik. 1983.
«Schauen, sehen, wissen». In: Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze, 147–74. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Hnilica, Sonja und Elisabeth Timm. 2017.
Das Einfamilienhaus als neue anonyme Architektur. Bestand und Begehren. Zeitschrift für Kulturwissenschaften. Hg. von Karin Harrasser, Helmut Lethen, Elisabeth Timm 1: 15–28.

Koll-Schretzenmayr, Martina. 2008.
gelungen? misslungen? Die Geschichte der Raumplanung Schweiz. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung.

Kreis, Georg. 2015.
Von der alten zur neuen Urbanität. In: Städtische versus ländliche Schweiz?: Siedlungsstrukturen und ihre politischen Determinanten. Hg. von Georg Kreis, 15–60. NZZ Libro. Zürich: Neue Zürcher Zeitung.

Link Institut. 2017.
Umfrage zur Baukultur. Durchgeführt im Auftrag des Bundesamts für Kultur. Bern: Bundesamt für Kultur BAK.

Loderer, Benedikt. 2015.
Die Landesverteidigung: eine Beschreibung des Schweizerzustands. Aktualisierte und erw. Ausg. Zürich: Edition Hochparterre.

Luchsinger, Christoph. 2017.
Diskrete Stadtlandschaften. Zeitschrift für Kulturwissenschaften. Hg. von Karin Harrasser, Helmut Lethen, Elisabeth Timm 1: 143–147.

Mumford, Lewis. 1963.
Die Stadt. Geschichte und Ausblick. Book. Teufen, AR: Niggli.

Schmitt, Jürgen, et al. 2006.
Einfamilienhaus oder City?: Wohnorientierungen im Vergleich. Stadtforschung aktuell. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Schneider, Thomas. 2002.
Die Grossstadt – des Schweizers Wunsch oder Albtraum. Medienheft Dossier 17: 38–43.

Schweizerischer Ingenieur- und Architektenverein, Hrsg. 2011.
Baukultur. Eine kulturpolitische Herausforderung. Manifest des Runden Tischs Baukultur Schweiz. http://www.sia.ch.

Sennett, Richard. 1997.
Fleisch und Stein. Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation. Book. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.

Simmel, Georg. 1908.
Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Leipzig: Duncker & Humblot.

Venturi, Robert. 1977.
Learning from Las Vegas: the forgotten symbolism of architectural form. Hg. von Denise Scott Brown. Cambridge, Mass: MIT Press.

Wichser, Werner. 1963.
Planer und Private. Neue Zürcher Zeitung 746, Nr. 26. Februar (Morgenausgabe): c13–c14.